

Gesa Schröder

Die Posaune im Watt

Kriminalroman



Gesa Schröder

Die Posaune im Watt

Kriminalroman



Originalausgabe
Juli 2024

Kulturmaschinen Verlag
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)
Ochsenfurt
www.kulturmaschinen.com

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen
und der Literatur.

Umschlagfoto: dpa
Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson
Satz: Dino Sirji
Druck: Libri Plureos GmbH

978-3-96763-319-1 (kart.)
978-3-96763-320-7 (geb.)
978-3-96763-321-4 (.epub)

Dieser weite Blick und diese Stille mit ihren kleinen Geräuschen, dachte Rose, wie ich das liebe. Sie drehte sich zu ihrer alten Schulfreundin um, die auf die Uhr sah und sagte: »Jetzt müssten sie angekommen sein.«

Die beiden Frauen saßen auf der hohen weißen Bank auf dem Deich und ließen ihren Blick über das Wattenmeer, über die Dächer der alten Häuser des Fischerorts und über das Hafenbecken mit den Kuttern schweifen.

Doch bevor Rose fragen konnte »Wer? Wo?«, begann ein leises Grollen, das wie aus der schweren Erde unter ihnen kam und unmerklich lauter wurde, bis es die hohen schrillen Töne der Alarm-Sirene erreicht hatte. Die beiden Frauen sahen sich erschrocken an, fassten sich unwillkürlich bei der Hand und sahen, wie in den Häusern die Fenster geschlossen wurden, wie unten auf dem Watt die Musiker des Watten-Orchesters ihre Instrumente absetzten und wie die eben noch im Flug kreischenden Möwen sich auf der Deichkrone niederließen.

Ebenso leise, wie es gekommen war, verhallte das Heulen der Sirene nach einer Minute wieder. Die letzten Schwingungen lagen noch unbeweglich über den Köpfen der beiden

Frauen und schienen dort verharren zu wollen. Der Übergang vom letzten leisen Ton zur dröhnenden Stille verlief ohne klare Grenze.

Als Rose endlich ihre Frage »Wer?« formulieren konnte, zuckte Heidemarie, ihre Klassenkameradin aus alten Zeiten, zusammen, als käme sie aus einer anderen Welt.

»Wer? Ach so, meine Tochter Telse, die ist Wattführerin. Um 12 Uhr wollte sie mit ihren Wattwanderern auf der weit draußen liegenden Muschelbank von Blauortsand ankommen! Sie sind schon um 9 Uhr aufgebrochen. Das hatte ich dir vorhin doch erzählt! Hast du denn gar nicht zugehört?«

»Doch, doch«, sagte Rose entschuldigend. »Ich war in Gedanken, weißt du, die Sirene, immer wenn die Sirene heult, muss ich an damals denken.«

Heidemarie nickte.

»Ja, der Katastrophenschutz. Und der Probealarm in der Schule. Früher war das immer ein Spaß. Vor allem, wenn dafür Mathe ausfiel. Mein Gott, wie lang ist das her? Ein halbes Jahrhundert!«

»Sind wir schon so alt?«, lachte Rose und fragte: »Weißt du noch, wie sie uns einmal im Keller vergessen hatten?«

»Ja, wir guckten gerade den Film *Serengeti darf nicht sterben* mit Herrn Hilger. Der brauchte doch immer so lange, um dieses alte Filmvorführgerät anzuwerfen.«

»Genau. Anfang und Ende des Films knackte und flimerte auf der weiß gekalkten Kellerwand. Dazwischen liefen Zebras und Giraffen durch die Savannen, gefilmt aus dem Flugzeug. Wir waren in einer anderen Welt. Du jedenfalls.«

»Ja, ich weiß. Biologie war ja mein Lieblingsfach! Und im Keller kamen die Lautsprecherdurchsagen nicht an. Die

ganze Schule war evakuiert, Klasse für Klasse standen sie auf dem Schulhof, in sicherer Entfernung von der Gefahr. Die Gefahr selbst wurde nie genannt. War es eine Sturmflut? Waren es Bombenangriffe? Ein Amokläufer? Feuer? Wir wussten es nicht, aber irgendeine Gefahr gab es immer. Das war die Botschaft.«

»Ja«, lachte Rose, »und uns hatten sie vergessen, unsere Klasse fehlte. Wir flimmerten noch im Dunkeln über die Savannen. Aber es war ja nur ein Probealarm. Es ist nichts passiert. Und Serengeti wurde gerettet. Oder fast.«

Die beiden Frauen ließen wieder ihren weiten Blick über den Hafen, das Watt, den Leuchtturm bis zur Kirche schweifen. Über ihnen kreiste eine Möwe, die sich plötzlich kurz entschlossen auf das noch eingepackte Krabbenbrötchen stürzte, das Rose auf ihrem Rollkoffer abgelegt hatte. Sie schimpfte und verscheuchte den Vogel, der mit dem Brötchen davon flog. Einzelne Krabben fielen auf den Boden.

»So frech waren die Möwen früher aber nicht. Lasst ihr sie verhungern? Oder sind sie mittlerweile zu verwöhnt?«

Heidemarie lachte. Sie nahm die Mütze ab, die sie sich beim Sirenengeheul über die Ohren gezogen hatte.

»Dann gab es ja auch noch die technische Sirenenprobe.«

Sie schien mit ihren Gedanken noch in früheren Zeiten zu schweben, während Rose der dreisten Möwe nachsah und plötzlich merkte, dass sie Hunger hatte.

»Die Sirenenprobe kam immer am ersten Samstag im Monat, um 12 Uhr. Das haben sie beibehalten, bis heute«, erklärte Heidemarie. »Aber sie kommt ohne Erklärung, man hört einfach nur dieses doch irgendwie unheimliche Geheule, mit den unterschiedlichen Tönen und Tonlängen, als wollte sie uns etwas sagen. Wir wissen nur nicht, was! Jeder kann sich dabei denken, was er will. Alle trifft

die Sirene woanders, irgendwo, bei irgendetwas, was sie gerade tun. Oder denken. Aber alle horchen auf und sehen in den Himmel. Das hat immer etwas Verbindendes.«

Heidemarie sah versonnen nach oben. Die Sirene war auf dem Dach der alten Schule installiert. Das war allen bekannt, aber sie sah in den Himmel. Als würde sich nur dort entscheiden, ob es ein Ernstfall war oder eine Probe. Wenn die Sirene erklang, ging der erste Blick zur Uhr. Wenn es genau 12 Uhr und Samstag war, dann wusste man, dass es nur eine Probe war. Und dass sonst alles in Ordnung war. Aber an jedem anderen Tag hätte sie unheimlich geklungen. Wie im Krieg.

»Ja«, sagte Rose, »einmal wurden wir nach der Samstags-Sirene befragt, ob wir sie gehört hätten und was wir gerade gemacht hätten. Und wir erzählten. Jeder seine ganz privaten Schreckminuten. Und später kam heraus, dass einer von uns, genau zu der Zeit, einen Autounfall gehabt hatte. Da habe ich mich gemeldet und gesagt: Also passiert doch immer irgendetwas, wenn die Sirene heult, für irgendwen auf der Welt heult sie zu Recht. Herr Baum hatte kurz gestockt und geschwiegen und dann gesagt: Nein, Rosemarie, das war nur ein Zufall.«

»Ob meine Tochter Telse mit ihrer Gruppe die Sandbank wohl sicher erreicht hat?« fragte Heidemarie plötzlich und als Rose ihre Sorgenfalten auf der Stirn sah, versuchte sie, sie zu beruhigen.

Wo war Telse gewesen, beim Klang der Sirenen? War ihr etwas passiert? Ein zu schnell auflaufendes Hochwasser? Oder war irgendwo im Ort vielleicht doch etwas Schlimmes geschehen? Das oberste Fenster in dem Haus neben der Kirche stand weit offen. Die meisten Einwohner schlügen Fenster und Türen zu, wenn die Sirene kam. Rose sah, wie

der Ortspolizist schnellen Schritts durch die Straße zum Hafen ging und nach oben sah. Er schien sich über das offene Fenster zu wundern und hielt seinen Kopf noch ein paar Schritte lang nach hinten gedreht.

»Und jetzt wollen sie die Sirenen abbauen«, sagte Heide, nun schon wieder entspannter, »weil sich so viele Leute erschrecken und sich die Ohren zuhalten. An vielen Orten haben sie sie schon abmontiert. Aber wenn dann wirklich mal was passiert?«

Über ihren Köpfen kreisten nun drei Möwen, wie Überwachungs-Drohnen oder Aasgeier.

Auf dem Watt hatte das kleine marschierende Orchester, das mit den Touristen ihre Runde drehte, die Instrumente wieder angesetzt. Ein Krabbenkutter fuhr ins Hafenbecken und begann sein Anlegemanöver neben dem Schiff der Küstenwache. Dort kletterten gerade der Kapitän, sein Matrose und zwei Polizisten über die lange, in die Kaimauer eingelassene Metalleiter an Bord. Wegen der starken Ebbe lag das Schiff an dem Tag besonders tief. »Vielleicht ist doch was passiert«, sagten nun beide Frauen fast gleichzeitig, Rosemarie und Heidemarie, oder – wenn die Zeit knapp war – Rose und Heide.

Auf der Kaistraße fuhr ein Fahrradfahrer vorbei, der dem Krabbenfischer etwas überreichte und ihm half, die Krabbenkisten an Land zu hieven. Dann radelte er weiter zu dem Bürogebäude auf dem Hafenfinger Nummer Zwei. Rose sah ihm nach und wunderte sich, dass er auch samstags arbeitete.

Als die Sirene verklungen war und die Stille noch in ihren Ohren dröhnte, war auch das Geräusch der Siebanlage in dem hoch aufragenden Getreidesilo im Hafen wieder zu hören.

Die Welt schien wieder in Ordnung zu sein.

»Also, deine Tochter Telse hat ihre Wattführungen nach der Winterpause schon wieder begonnen?« fragte Rose nun ihre Freundin, die sie zum Klassentreffen in die alte Heimat eingeladen hatte.

Die beiden Rentnerinnen waren hier zusammen zur Schule gegangen. Dann war Rose in die Welt hinausgezogen, aber sie trafen sich regelmäßig, mindestens einmal im Jahr. Und immer setzten sie sich als erstes, direkt nach Roses Ankunft auf ihren Lieblingsplatz, die weiße Bank auf dem Ostdeich hoch über Hafen, Ort und Wattenmeer.

Von dort oben hatten sie alles im Blick.

Vier Stunden zuvor hatte sich am anderen Ende des Orts mit den ersten noch schwachen Sonnenstrahlen auf dem grünen Deich inmitten der Schafe allmählich eine bunte Gruppe aus gelben Öljacken versammelt, mit Mützen in allen Farben, roten und blauen Gummistiefeln, viele aber auch barfuß mit aufgekrempelten Jeans. Die Wattführerin Telse sah sie sofort, als sie über die Deichkrone kam.

Die Sonne, die kurz zuvor noch rot war und sich im Watt spiegelte, wurde von Minute zu Minute stärker, heller, gelber, höher.

Immer mehr Gesichter versteckten sich hinter Sonnenbrillen, als Telse den Deich hinunter schlenderte, mit dem obligatorischen Rucksack, einem Klappspaten und einem Kescher in der Hand.

Die versammelten Frauen schienen sich zu freuen, dass eine Frau sie die nächsten Stunden in das weite Watt führen würden. Die anwesenden Männer lächelten zaghaft. Der eine oder andere fragte sich sicher, ob eine Frau wirklich für ihre Sicherheit sorgen könnte. Das kannte Telse schon. Das Wasser war weit weg, es war Ebbe, aber alle wussten, wie schnell es bei Flut zurückkehren würde.

Die geplante Wattwanderung war anspruchsvoll, gute drei Stunden hin, der Rückweg dauerte oft etwas länger. Und das alles im Rhythmus der Gezeiten, d.h. sie mussten rechtzeitig vor der Flut zurück sein.

»Guten Morgen«, sagte sie mit strahlendem Lächeln und frischem Ton. »Ich bin Telse, Ihre Wattführerin.« Das Lächeln entwaffnete dann doch einige besorgte Männerherzen. »Oder eure Wattführerin, normalerweise duzen wir uns hier, im Watt, vor allem wenn wir mehrere Stunden miteinander verbringen und wahrscheinlich keine anderen Lebewesen treffen werden, abgesehen natürlich von Möwen, Austernfischern, Krabben, Muscheln, Wattwürmern, Quallen, vielleicht ein paar jungen Plattfischen, und wenn wir Glück haben, sehen wir vielleicht auch einen Seehund oder einen Katzenhai.«

Bei dem Wort Hai erstarb auf einigen Gesichtern das Lächeln.

»Keine Angst«, lachte Telse, »wir gehen ja auf dem Watt. Die Katzenhaie und andere gefährliche Tiere sind nur in den Prielen.«

»Was ist ein Priel?«, kreischte eine junge Stimme dazwischen. Telse sah sich um. Sie sah sich das Mädchen an, überlegte, wie alt sie wohl war und ob sie die lange Wanderung durchhalten würde.

»Alles in Ordnung«, sagte der Mann neben ihr, »das ist meine Tochter Levke, sie hat heute Geburtstag, ist gerade 13 geworden. Die Wanderung ist ihr Geburtstagsgeschenk. Sie will Biologin werden.«

»Aha«, sagte Telse. »Herzlichen Glückwunsch. Gute Frage! Was ist ein Priel? Damit fangen wir gleich an. Da unten seht ihr schon einen.« Sie zeigte auf einen kleinen gekrümmten Wasserlauf, der eher einer Pfütze ähnelte.

Die Gruppe hatte sich an der Steinkante versammelt, während Telse ein paar herum liegende Bierflaschen aufhob und sie in den Mülleimer warf.

»Auf den ersten Blick sieht man es nicht, aber auch im Watt gibt es leider schon viel Müll, vor allem auch Plastikmüll, klitzekleine Plastikteilchen, die je kleiner sie sind, umso leichter von Vögeln und Fischen gefressen werden. Die sammeln wir bei jeder Wattwanderung ein. Wer will, kann mir dabei helfen.« Sie holte eine Stofftasche aus dem Rucksack und hängte sie sich an den Gürtel.

»Bringt das denn was?«, fragte ein Brummbär. »Das ist doch bestimmt nur ein Tropfen auf den heißen Stein.«

»Das kann sein«, sagte Telse. »Aber was passiert mit dem heißen Stein, der nie auch nur einen einzigen Tropfen bekommt? Irgendwann zerspringt er.«

Einige lachten. Dieser Spruch mit dem Tropfen ging ihr schon lange auf den Wecker.

Telse wies noch einmal alle Teilnehmer darauf hin, dass sie, wenn sie barfuß gingen, ihren Blick immer auf den Boden richten mussten, um sich nicht an einer Muschel zu verletzen. Sie hatte zwar Leuchtkugeln, Pflaster, Mullbinden und Jod dabei. Aber auf Blutvergiftungen war sie nicht scharf.

Sie erklärte kurz, was Ebbe und Flut ist, und nannte auch die Uhrzeiten aus dem Gezeitenkalender. »Wir wollen ungefähr eine Stunde vor der Tiefebbe, oder Hohlebbe, wie wir hier sagen, auf der Muschelbank von Blauortsand sein, damit wir dann gefahrlos den Rückweg schaffen.«

Auf den ersten hundert Metern zeigte sie die Buhnen und Lahnungen, kleine Zäune aus Reisigbündeln, die vom Deich ins Meer streben und als Wellenbrecher und zur Landgewinnung dienen. Hinter der letzten Buhne trafen

sie auf den ersten richtigen Priels, der sich tief eingegraben hatte und seine unterschiedlich gefärbten Schichten an der Abbruchkante zeigte.

»Die Priels sind wie kleine Flüsse, über die das Wasser kommt oder abfließt. Dadurch wechseln sie alle sechseinhalb Stunden die Fließrichtung. Hier sammeln sich besonders gern die Muscheln, seit einiger Zeit auch viele Austern«, erzählte Telse weiter.

»Wenn die Austernmuscheln offen sind, haben sie diese leuchtende Perlmuttbeschichtung, die ihr sicher alle kennt. Man sieht sie oft schon von weitem leuchten, aber sie sind sehr scharfkantig, also passt auf eure Füße auf!«

»Da hinten leuchtet was, aber das sieht eher golden aus als weiß oder perlmutt«, rief Levke, die in bester Geburtstagslaune war.

»Oder ist das ein Geschenk von dir, Papa?«, rief sie und war ganz aus dem Häuschen.

Sie folgten dem Priels, der an seiner Außenkurve besonders hoch abfiel, und zwischen der hellen und der dunklen Schlickschicht leuchtete tatsächlich etwas Goldenes. Ein gebogenes Stück Metall, wie ein umgeknicktes dünnes Wasserrohr. Levke hockte schon davor und versuchte, es heraus zu ziehen. Aber es steckte zu fest. Als die ganze Gruppe da war, staunten alle das Stück Gold an. Auch Telse.

»Goldsucher im Watt«, sagte einer, »das ist mal was!«

»Das ist kein Gold«, brummte ein Mann aus der hinteren Reihe, »das ist Messing. Das gehört zu einer Trompete oder so etwas Ähnlichem.«

Alle sahen sich nach ihm um und betasteten dann das Metallstück. Ja, der Mann hatte recht, wie hatte er das aus der Entfernung so schnell erkennen können? Plötzlich erwachte bei allen eine Schatzsucher-Mentalität.

»Hier soll ja irgendwo mal eine versunkene Stadt gestanden haben«, sagte eine Frau und sah sich suchend um.

Abwechselnd zogen und zerrten sie an dem Teil, das aber mit beiden Enden tief im Watt steckte und sich offensichtlich im Schlick fest gesogen hatte. Doch irgendwann lockerte es sich und gab nach. Levkes Vater, der gerade daran gezogen hatte, fiel mit einem Schwung nach hinten, ins nasse Watt und in das Prielwasser. Er saß nun zwar mit dem Hinterteil im Wasser, hatte aber zufrieden ein Stück Messing in der Hand, zwei lange hohle Stangen, die durch eine Rundung miteinander verbunden waren.

»Keine Trompete«, brummte nun der Experte, »das ist der Zug einer Posaune!«

Die Gruppe sah ihn an. Er schien wirklich ein Experte zu sein. Wenn vorhin noch Telse alles erklärte, so hingen sie jetzt an seinen Lippen. »Jetzt ist er hin, der Zug. Voller Sand. Das rutscht nie wieder glatt.«

»Zug einer Posaune?«

»Ja, das ist der Teil der Posaune, den man hin und her zieht oder schiebt, dann kommen die unterschiedlichen Töne heraus.« Er klang etwas ungeduldig. »Habt ihr noch nie eine Posaune gesehen?«

Telse überlegte kurz, was sie tun sollte. Sie machte diese Führung schon seit zehn Jahren, hatte schon alles Mögliche an Zwischenfällen erlebt. So etwas aber noch nie. Eine Posaune im Watt? Sie zog ihr Handy heraus und rief Hannes an, ihren Freund, der beim Wattenorchester Musik machte. Wahrscheinlich waren sie gerade unterwegs und bespaßten die Touristen vor dem Hauptstrand.

Der Anrufbeantworter sprang an. »Hannes. Hallo, hier ist Telse. Stell dir vor, was wir hier im Watt gefunden haben, du wirst es nicht glauben, eine Posaune. Kannst du

herkommen und sie holen? Wir müssen jetzt weiter, wir wollen nach Blauortsand und dürfen keine Zeit verlieren. Wegen der Flut, na, du weißt ja. Sie liegt ca. 500 Meter vorm Deich, auf der Höhe vom Parkplatz Stinteck. Ich melde mich später noch mal.«

Nach zwei weiteren Stunden des Stapfens durch den Schlick, des Muschelnsammelns und Staunens über spritzende Pfahl-muscheln und sandige Ringelhaufen produzierende Watt-würmer hatte die Gruppe schließlich die Sandbank fast erreicht. Auf der anderen Seite des breiten und tiefen Priels, der zu einem kleinen Schleusentor im Deich führte, bellte ein herrenloser Hund. Alle horchten auf und sahen hinüber. Das Gebell scheuchte Möwen und Austernfischer auf. Ein Herrchen war nicht zu sehen. Telse runzelte die Stirn. Hunde mussten im Wattenmeer angeleint werden, aber sie verkniff sich einen Kommentar.

»Blauortsand ist eine Muschelbank«, erklärte sie dann, »man sieht sie schon von weitem schneeweiß in der Sonne glänzen. Sie wird bei leicht höherem Hochwasser überflutet, deshalb wachsen hier keine Pflanzen, kein Strandhafer, keine ...«

»Aber da hinten, ganz rechts, da ist doch so ein Grasbüschel«, rief Levke. Sie hatte offensichtlich von allen die besten Augen.

Telse holte ihr Fernglas aus der Tasche und sagte: »Ja, stimmt, das ist seltsam. Vielleicht eine Ansammlung von Tang. Wir gehen mal dahin.«

Um das Gras- oder Tangbüschel hüpften auch ein Paar Möwen herum und suchten wohl nach Krebsen oder andrem Getier. So wurde die Gruppe kurz vor dem Ziel wieder munter und begann schneller zu gehen. Das Grasbüschel

zog sie an oder die Aussicht auf die lang ersehnte Mittagspause. Einen Seehund hatten sie noch nicht getroffen. Als sie näherkamen, sah das Grasbüschel nicht mehr grün aus, sondern eher braun oder auch grau. Levke war wie immer als erste am Ort und stieß einen Schrei aus.

Dann rannte sie zurück zu ihrem Vater, der ihr schon entgegenlief. »Was ist los?«

Levke riss nur den Mund auf und versuchte geordnet zu atmen.

Inzwischen waren die anderen auch dort angekommen. Es war kein Gras, es war ein Büschel Haare, das an der Grenze zwischen Watt, Sand und Muschelbank herausragte, und die Haare hingen an einer kleinen Beule aus Sand, aus der ein spitzes Rohr herausragte, das nach unten aber breiter wurde. Etwas Glänzendes, Goldenes. Alle standen starr vor dem Anblick, niemand wollte das neue Goldstück anfassen. Bis Telse mit ihrem Kescher etwas Sand wegschabte. Nun sah man eine Ohrmuschel, an der kleine Schnecken klebten. Das Goldene sah aus wie ein umgestülpter Filter. Aber niemand fasste es an, niemand wollte es herausziehen.

»Vielleicht der Schallbecher«, sagte der Posaunen-Experte.

»Am besten, wir fassen hier gar nichts mehr an«, sagte Telse, mit leicht versagender Stimme. Ich rufe jetzt die Küstenwache an, oder besser erst mal die Polizei.«

Hinter ihnen bellte ein Hund. Er war über den breiten Strom geschwommen, kam gerade aus dem Wasser und schüttelte sich nach Kräften. Dann rannte er los, an das andere Ende der Sandbank. Erst jetzt sah Telse das Boot, das dort hinten lag. Sie hielt das Handy ans Ohr und folgte langsam dem Hund.

Die ältere Dame mit den Nordic Walking Sticks war mittlerweile auch herangekommen und stieß einen schrillen Schrei aus, der sofort von den Möwen beantwortet wurde. Telse hatte sich inzwischen auf den höheren, trockenen Teil der Muschelbank gesetzt und versuchte, ihre Gedanken zu sortieren. So etwas war ihr noch nie passiert. Sie holte mit zitterigen Fingern ihr Handy heraus und rief die 110 an. »Ich glaube, hier liegt eine Leiche mit einer Posaune am Ohr«, stotterte sie. »Nein, keine ganze Posaune, nur so ein Trichter, oder so. Ist ja auch egal. Nur die Haare und das Ohr gucken raus. Keine Ahnung, wo der Körper ist. Auf Blauortsand. Und hier liegt auch ein Boot. Und ein Hund läuft hier rum.«

Am anderen Ende sputten die Routine-Fragen ab.

»Mein Name? Ja, klar, ich bin Telse Hansen. Wattführerin. Vom Nationalpark Wattenmeer. Etwa 200 m nördlich des Rettungsturms«, sagte sie noch. Dann legte sie auf und trank erst mal einen großen Schluck heißen Ingwertee aus der Thermosflasche. Mittlerweile hatte sich die Gruppe um sie versammelt.

»Was machen wir nun?«, fragten alle durcheinander.

»Die Polizei kommt. Wir machen unsere Mittagspause und gehen dann zurück. Wir müssen vor der Flut wieder an Land sein.«

Und der Tote? – Wie kommt die Polizei hier hin? – Und was ist mit dem Hund? – Ich habe Angst. – Ich will nach Hause. Alle redeten durcheinander.

»Die Küstenwache kommt, die kommen mit dem Schiff.«

Die ältere Dame fragte: »Kann ich mit dem Schiff zurückfahren? Ich kann nicht mehr laufen.«

»Ich weiß es nicht«, sagt Telse, »vielleicht kommen sie auch mit dem Hubschrauber.« Sie raffte sich auf und zeigte auf

ein Stahlgerüst, das oben eine Plattform trug, die Rettungsinsel, falls man hier doch mal von der Flut überrascht wird.

»Dahin gehen wir«, sagte sie, stand auf und ging mit schnellen Schritten voran. Ein Teil der Gruppe folgte ihr, einige blieben bei dem schrecklichen Fund. Telse beugte sich über den letzten Priol und erbrach das Salami-Brötchen, das sie unterwegs verzehrt hatte.

Die erste Führung. Vorfrühling, ein wunderschöner Sonntag, fast windstill. Und dann sowas. Telses Handy klingelte. Die Polizei rief zurück. »Nein, das geht nicht«, sagte Telse nervös. »Wir können nicht hierbleiben. In einer halben Stunde brechen wir auf. Nein, das mache ich nicht. Ich habe hier die Verantwortung für die Leute.« Wütend legte sie auf. Die anderen sahen sie fragend an. »Die Polizei will, dass wir hier auf sie warten. Sie brauchen uns alle als Zeugen. Aber das geht nicht. Wir gehen gemeinsam zurück. In einer halben Stunde brechen wir auf.«

Ihr Handy klingelte. Telse versuchte mit zitternden Fingern, über den Touch Screen zu wischen, um das Gespräch anzunehmen.

»Wo wir hier sind? Das habe ich Ihnen doch gesagt!«, schrie sie jetzt. »Weit draußen im Watt. Und bald kommt die Flut!« Alle starrten sie an, während sie schwieg und dann nickte. Nochmal nickte und dann »okay« sagte. »Okay«

Sie stand auf und sagte zu ihrer Gruppe. »Wir machen uns jetzt auf den Rückweg. Die Polizei hat das Okay gegeben. Aber sie wollen eure Namen und Adressen.«

Sie drehte sich um und ging langsam voran. Die Wattwanderer folgten ihr schweigend.

Aus der Ferne hörte man leise die auf- und abschwellenden Klänge einer Sirene. Die Zwölf-Uhr-Sirene, dachte Telse noch. Perfektes Timing. Aber das war ihr jetzt egal.

3

Bevor die Mittags-Sirene ganz verklungen war und Heidemarie noch in den Himmel sah, hatte Rose ihr Fernglas herausgeholt und erneut ihren Blick über die Dächer des Fischer- und Ferienorts Wattendorf schweifen lassen, über die Hafenbecken und das Watt, das der Ebbstrom nun frei gelegt hatte, diese braun-graue Masse zwischen fest und weich, die in ihrem Innern knisterte und von ihren Millionen von kleinen Lebewesen erzählte. So etwas Ähnliches nahm Rose manchmal in ihrem eigenen Körper wahr.

In der Ferne sah sie, wie das Wattenorchester sich wieder sammelte und zu einem geordneten Zug formierte.

Die Musiker hatten ihre Instrumente schon wieder erhoben, als ein Handy klingelte, aber Hannes konnte nicht drangehen, er musste trommeln. Um die Touristen beim Wattenlaufen in den Marsch-Rhythmus zu bekommen, musste gerade er sich besondere Mühe geben. Außerdem war es nur der Anrufbeantworter gewesen, das hatte er aus dem Augenwinkel erkannt. Der konnte warten.

Viele der Urlauber waren noch unsicher, ob sie im Watt, auf diesem zwar durchaus festen, aber doch aus Matsch

und Schlick bestehenden Untergrund im Rhythmus und Gleichschritt marschieren wollten, aber dann hatte die Sirene dazwischen gefunkt und das Wattenorchester verstummte. Gegen den Lärm kamen sie nicht an. Die Musiker setzten ihre Instrumente ab und standen dann barfuß oder in Gummistiefeln im von ihren eigenen Schritten aufgewühlten Schlick tatenlos herum. Trompete, Posaune und Saxofon konnte man in solchen Pausen locker in der Hand halten. Aber Hannes musste immer die durchaus nicht leichte Trommel tragen, auch wenn sie nicht spielten. Er war genervt. Die Unterbrechung durch die Sirene kostete ihn Arbeitszeit. Gut, Frank war mit dem Schifferklavier auch schlecht dran. Sie warfen sich entsprechende Blicke zu.

Wenn mittags Ebbe war, führte das Orchester die Urlauber vom Deich bis zum Fahrwasser, musizierte dabei wie ein traditioneller Musikzug oder eine Marching Band und veranstaltete Spiele für die Kinder. Am liebsten die *Reise nach Jerusalem*, obwohl sich in der letzten Zeit Stimmen dagegen mehrten, der Name sei politisch nicht korrekt. Die Männer hatten dann ein Knie im Watt, das andere stellten sie im rechten Winkel auf und improvisierten auf diese Weise die Stühle, auf die die Kinder oder Frauen sich setzen mussten, wenn die Musik stoppte. Doch ein Platz fehlte, irgendjemand ging immer leer aus. Wie bei den Auswandererschiffen nach Palästina. Am Ende waren alle glücklich und schlammverschmiert. Voran ging immer der sogenannte Watten-Präsident mit einer langen Stange, an deren Spitze flatternde Bänder und ein Blumenbukett gebunden waren. Hinter ihm kamen die Musiker im roten T-Shirt, zwei Trommler, ein Trompeter, ein Saxofonist, ein Posaunist und einer mit der Quetschkommode. Sie spielten Märsche oder Shantys und liefen barfuß über das Watt

auf das Fahrwasser zu. Etwa 100 Urlauber und ein paar Einheimische liefen hinterher, manche auch mit respektvollem Abstand an den Seiten oder rückwärts vor ihnen, um Fotos zu schießen. Beim Rückwärtslaufen geschah es oft, dass einer stolperte oder in ein Schlickloch trat und wegrutschte.

»Das kommt davon«, tönte der Watten-Präsident dann in seiner norddeutschen Sprechweise, »laufen Sie lieber der Musik hinterher und nicht vorne weg«.

Nach dem zweiten Musikstück machten sie immer den ersten Halt mit einem Spiel für Kinder: Eierlaufen um Leuchttürme, fünf Erwachsene, herum. Ein Kind gewinnt. Alle Kinder bekommen Gummibärchen mit der hygienischen Zange.

Dann ging es weiter. Ein neuer Marsch. Einige der Wattenläufer versuchten, im Takt der Musik zu gehen und in einen marschierenden Schritt hinein zu kommen, andere wollten genau das vermeiden und versuchten krampfhaft, gegen den Marsch-Rhythmus zu gehen, obwohl es ihnen schwerfiel. Beim nächsten Halt fühlten sie sich ertappt, als der Watten-Präsident verkündete: »Ihr seid ja noch ein ziemlich ungeordneter Haufen und geht alle durcheinander. Das müssen wir ändern. Jetzt kommt die Polonäse«. Das war immer der Höhepunkt.

Es bildeten sich zwei Reihen von halbnackten oder auch wetterfest gekleideten Menschen, die dem jeweiligen Vordermann oder der Vorderfrau die Hände auf die Schulter legten und unter Anleitung des Watten-Präsidenten und seines Assistenten nach dem Rhythmus der Musiker in Schlangenlinien ihre Schrittfolgen und Gänge vollführten. Dabei wurden sie in den Rhythmus hineingezwungen, um dem Vordermann nicht auf die Füße zu treten. Sekundenschnell

übernimmt jeder Fuß die gerade erst leer gewordene Spur der Fußsohle des Vordermanns. Ein Fehler, und alles würde zusammenbrechen. Wie bei einem Vogelschwarm. Das wäre fast passiert, als an einer Stelle das Posaunen-Solo nicht erklang und die Watt-Tänzer ohne Musik den Rhythmus beibehalten mussten. In dem Moment kamen sie an einer Gruppe der Schutzstation Wattenmeer vorbei, deren Teilnehmer sich offenkundig wunderten, weil sie ganz anderes taten. Sie standen mit ihren Forken im Kreis und gruben einem Wattwurm hinterher.

Am Fahrwasser angekommen, fand endlich die Taufe statt. Mit einer Gießkanne holte der Watt-Präsident Wasser aus dem schnell dahinströmenden graubraunen Strom der Süderpiep und übergoss damit – Freiwillige vor! – die Wattwanderer. Ein Foto hält alles fest und dann wird das Tauf-Zeugnis überreicht.

Eine gelungene Aktion, die Touristen freuen sich immer sehr über diese schöne Erinnerung und hängen sie sich zu Hause vielleicht gerahmt im Wohnzimmer auf, neben dem Kamin.

Doch als die Sirene aufheulte, hatten die Musiker eine Pause eingelegt. Hannes fragte seine Kollegen: »Wo ist eigentlich Mike? Der verpasst doch sonst nie die Polonäse!« Die anderen zuckten mit den Schultern. Als das Sirenengeheul wie in einem langen Glissando vom hohen Ton langsam herabfiel und in plötzlicher Stille endete, machte der Drummer einen kleinen Trommelwirbel und die Gruppe setzte sich wieder in Bewegung.

Sie spielten laut genug, um auch am Deich gehört zu werden. So konnten auch die beiden alten Damen auf der weißen Bank sie gut hören, dachte Hannes, und erkannten sicher auch die Melodie von *Wo die Nordseewellen trecken*

an den Strand. Die eine der beiden war die Mutter seiner Freundin Telse, da versuchte er immer, einen besonders guten Eindruck zu machen.

Als das Schiff der Küstenwache um die Hafenmole bog, durch das Fahrwasser ins offene Meer hinaus fuhr und die Wellen gegen die Priekante klatschten, spielten die Musiker *Eine Seefahrt, die ist lustig ...*, brachen das Stück aber nach der ersten Strophe ab, als sie zwei Polizisten an Bord des Schiffes sahen.

»Is was passiert?« fragte Quetschkommoden-Frank, der seit vierzig Jahren im Watten-Orchester spielte und schon so einiges erlebt hatte. »Bestimmt haben sich wieder Urlauber im Watt verlaufen und sind nun vom Wasser eingeschlossen.«

Hannes nickte, dachte an sein Handy und hörte schnell den Anrufbeantworter ab. Dann spielten sie wieder *Reise nach Jerusalem*. Einer blieb übrig.

»Wo ist denn die Posaune?«, fragte nun auch Kalle, der zweite Trommler. Hannes hatte noch Telses Anruf im Ohr und sagte leise: »Vielleicht auf Blauortsand.«

Aber die anderen sahen sich fragend um und hörten ihn nicht.

Wo war Mike? Mike, der Posaunist, der nie fehlte, der bei Wind und Wetter spielte, wo auch immer er gerade war, um seinen Ansatz zu trainieren, der beim Neujahrs-Anbaden sogar mit Posaune durch das eiskalte Wasser stapfte: Mike war nicht da.

Die beiden Frauen auf dem Deich beobachteten, wie die kleine Musiker-Gruppe nun wieder zum Deich zurückmarschierte. Aber der auffrischende Wind trug nur noch auf- und abschwellende Klang-Fetzen zu ihnen.

Als die Sirene verklungen war und die Stille noch in ihren Ohren dröhnte, hörten sie hinter sich die brummende Stimme des Russen, der geräuschvoll aus seinem Wohnwagen gestiegen war und sich die Ohren zuhielt. »Dobry djen, Chaidemarija«, rief er mit schmerzverzerrtem Gesicht. »Diese schreckliche Sirene hat mich wieder geweckt.« Heide lachte und erklärte ihrer Freundin, dass Oleg ein guter Freund von ihr war. Ein Deutsch-Russe, der im Sommer als Straßenmaler und Musiker sein Geld mit den Touristen verdiente. Er hatte auf Heides 65. Geburtstag Gitarre gespielt und Porträts von den Gästen gezeichnet. »Sicher hat er gestern Abend wieder lange im *Domizil* bei einem Gläschen Wodka gesessen!« Sie stand auf und begrüßte ihn.

Nun hörten sie auch wieder die Stimme der Krabbenfrau, die aus dem eingelaufenen kleinen Krabbenkutter heraus den Fang verkaufte: »1 Liter Krabben 5 Euro.«

Wenn es Krabben gab, war die Welt wirklich wieder in Ordnung und die beiden Frauen hatten von dort oben immer noch alles im Blick.

Heidemarie sagte plötzlich »Herr, es ist Zeit!«

Rose sah sie verwirrt an. Dann gingen sie hinunter zum alten Hafen und aßen dort die beste Fischsuppe des Nordens. So stand es auf der Werbetafel, aber Rose musste zustimmen und trug es in ihr Notizbuch ein.

»Lass uns jetzt zu dir gehen«, sagte Rose schließlich, »ich bin gespannt auf deinen Garten und bin auch müde von der Zugfahrt. Ich muss doch fit sein für unser Klassentreffen.«

Mit den Worten erhob sie sich, holte ihren Rollkoffer und zog ihn scheppernd in Richtung Fußgängerstraße. Heide folgte ihr.

Als sie mit dem über das Kopfsteinpflaster scheppernden Rollkoffer an dem hohen Gebäude neben der Kirche vorbeikamen, wo im Obergeschoss ihre frühere Musiklehrerin wohnte, stand der Ortspolizist Thies schon wieder da und blickte nach oben. Die beiden Frauen folgten seinem Blick und sahen nun auch zu dem geöffneten Fenster der Musiklehrerin, die eine voller Verehrung, die andere in Gedanken daran, dass Frau Krugmann sie damals aus dem Schulchor hinausgeworfen hatte. Dabei sang sie doch so gern!

»Vielleicht hätten wir sie zu unserem Klassentreffen eingeladen sollen. Sie ist ja eine der wenigen unserer Lehrer, die noch leben.«

»Das Fenster ist schon seit einer Woche auf«, ertönte hinter ihnen die heisere Stimme der Kräuterfrau, die aus ihrem kleinen Laden herausgekommen war.

Heidemarie drehte sich um. »Moin, Trine. Hast du immer noch Husten? Du musst mal einen von deinen Kräutertees trinken.« Die beiden Frauen umarmten sich.

Und sahen dann wieder alle zu dem geöffneten Fenster kurz unter dem Himmel, der sich in Trines Schaufenster spiegelte, so dass man ihre Auslage »Bücher und Frieden

für die Welt« nur schwer erkennen konnte. Aber Heidemarie verkündete, dass dort Bücher in 27 unterschiedlichen Sprachen eng neben einander standen, damit die Völker der Welt Freundschaft und Frieden hielten.

Keine hundert Meter weiter klaffte – so tief wie das Haus der Klavierlehrerin hoch war – ein riesiges Loch. Es war eine Baugrube, deren Seitenwände aus graublauem Watt bestanden, unten hatte sich Wasser gesammelt, ein Bauzaun schützte neugierige Spaziergänger. Heide blieb wieder stehen.

»Hier stand die *Alte Schmiede*, kennst du das Lokal noch? Die wurde letzten Monat abgerissen. Nun sollen hier Ferienwohnungen hin!«

»Warum?« fragte Rose erstaunt.

»Warum? Warum ist die Banane krumm?«

Rose begriff. Zu viele Fragen durfte man hier wohl nicht stellen.

»Eigentlich denke ich immer, dass ich niemanden so gut kenne wie dich, Heide, aber manchmal bist du für mich wie ein Buch mit sieben Siegeln.«

Heide kicherte in sich hinein. »Dann brauchst du die sieben Engel der Apothekerin, für die sieben Siegel. Du hast ihren Laden ja gerade gesehen. Eigentlich ist sie keine Apothekerin, sondern eine Apo-kalyp-tikerin. Aber das können nicht alle aussprechen. Ich auch nicht.«

Endlich erreichten sie die hohe, undurchdringliche Ligusterhecke, hinter der Heides Haus und ihr Garten sich versteckten. »Meine Nachbarn nennen meinen Garten verwildert«, sagte Heide und schien sich darüber zu freuen. »Wildnis ist etwas Wunderschönes.«

Rose setzte sich auf einen der vielen Gartenstühle, die in allen Materialien und Erhaltungszuständen im Garten

Ich danke meiner Mentorin Sabine Weiss von den
Mörderischen Schwestern e.V. für ihre Ausdauer und
ihre wertvollen Hinweise sowie Werner Wichern für
das Korrekturlesen



Die 69-jährige Dorothea erfährt, dass sie in einem Jahr sterben wird. Sie macht sich auf die Suche nach einer verlorenen Liebe, einem tschechischen Kriegsgefangenen. Mit ihrer Tochter Johanna, reist sie entlang der Elbe bis ins Riesengebirge. Dabei wird in Rückblenden ihr Leben von den 20er bis zu den 80er Jahren wachgerufen.

296 S., geb., 26 € (ISBN 978-3-96763-314-6)

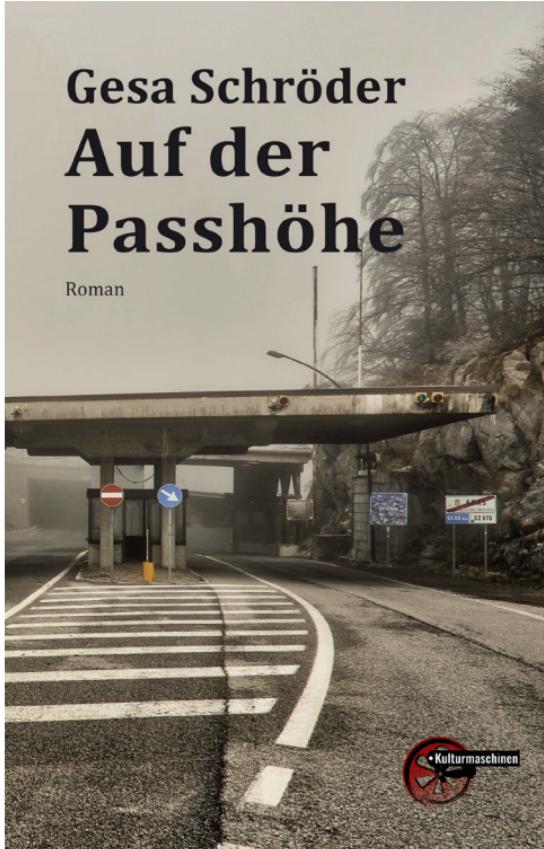
296 S., kt., 16 € (ISBN 978-3-96763-313-9)

Gesa Schröder

Auf der

Passhöhe

Roman



Die 30-jährige Archäologin Elena erbtt ein Haus auf einem einsamen Pass zwischen Italien und Österreich. Mit Hilfe ihres einzigen Nachbarn, des Barista Dino, und der im Haus gefundenen Gegenstände und Tagebücher versucht sie, die Familiengeschichte zu rekonstruieren.

252 S., geb., 26 € (ISBN 978-3-96763-209-5)

252 S., kt., 16 € (ISBN 978-3-96763-208-8)